

Die Kette Welt

Nr. 15

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Der Weibermann.

Roman von Marla Schlumpf.

(Fortsetzung)

„Kommi,“ sagte Wolfgang, hob den Spaten, auf den er sich gestützt hatte, auf die Schulter, und sich zum Gehen wendend, bemerkte er: „Geht jetzt lieber ins Haus rüber, Mutter. Männeli soll Euch ein Gläschen von meiner Mutter Wein holen. Der wird Euch milder stimmen.“ Mit einer Regung von Neid sah Frau Elisabeth auf die kranke Nachbarin. Da saß sie im prächtigen Rollstuhl, sorglich in leichte weiche Decken gehüllt, am sonnigen, hellen Fenster. Ihre feinen, schlanken Hände beschäftigten sich mit einer Stickerie. „Ganz wie eine Herrendame“, dachte Frau Elisabeth. „Und wie zufrieden, ja fast glücklich sie aussieht! Und hat so einen gottlosen Sohn.“ Laut sagte sie: „Ihr habt es noch schön, Nachbarin; daß Ihr Euch so geduldig zu schicken wißt, ist ein großes Glück für Euch.“ „Nun ja,“ meinte Frau Amalia. „Ich leide ja keine Schmerzen, und alle tun mir zulleb, was sie können. Euer Männeli ist so lieb und gut — wenn ich sie nur immer um mich haben darf, solange ich noch da bin!“ —

Es war ein sonniger Märztag. Goldener Sonnenglanz und die Liebeslieder der Vögel füllten die weiche Luft. Sanft glitten die

Gäuses, auch manch ein Storchbaum oben in der Bachwiese begann seinen Wipfel sonnenfroh in

Blütenschnee zu hüllen. Einsam schritt unter

ihnen Wolfgang.

Von einem edel-

artigen Apfel-

baume am Ende

seines Gutes

hatte er Propf-

reifer geholt, die

er dem Hoch-

bühl-Welt ver-

sprochen hatte.

Die friedvolle,

hoffnungsfreu-

dige Schönheit

um ihn ver-

mochte sich dem

Gemüte des

jungen Bauern

nicht ganz mit-

zuteilen. Und

er, der sonst

stets das innere

Gleichgewicht zu

wahren wußte,

litt unbewußt

unter dem Ge-

fühle einer Dis-

harmonie, das

wie ein trübes

Mhnen seine

Seele belastete.

Am Morgen

war ein häß-

licher Nebel vom

See über die

Doggenfelder

getrocknet; noch

hingen dessen

Reste als flat-

ternde Schlam-

pen zwischen den

Tannenwipfeln

der Doggen-

höhe. Der Land-

mann sieht solche

Märzen - Nebel



R. de Witt: Beim Volksanwalt.

Wasser des Mühlbaches zwischen gelben Primeln und weißen Anemonen, und vor dem Fenster Frau Amalias blühen am Spalier die Aprikosen, umschwärmt von summenden Bienen. Aber nicht bloß die Aprikosen an der geschützten Front des

nicht gerne, denn „am hundertsten Tage gibts ein Donnerwetter,“ sagt ein Sprichwort. Wolfgang gab nichts auf derlei alte Weisheit, die ihm meist Unsinn und Aberglaube zu sein schien. Er wollte nicht klavisch den Naturgewalten sich

untergeordnet wissen. Wochten auf diesen lieblichen Märzentraum auch immerhin noch wilde Winterstürme und kalte Frostnächte folgen, er würde der Natur doch den Tribut abringen. Da kam er zu der Reihe alter Birnbäume. Jenseits der Gemarkung, auf dem Hofe des Schwefelmoos, standen die nämlichen Sorten noch vollständig kahl, während die feineren schon voll schwellender brauner Knospen prangten, die sich bald zur schimmernden Blüte zu öffnen versprachen. Das Wunder war ein Werk seiner kundigen Pflanze. Und dort jene lange, ehemals so magere und sumpfige Fläche, die sich am Fuße des Doggen hinzog, er hatte sie drainiert und mit Superphosphat behandelt — jetzt wogte dort, weithin sichtbar, die grüne Saat in üppiger Pracht. Arbeiten mußte der Mensch und eines festen, unbegreiflichen Willens haben, dann eroberte er manches, das Schwache und Träge nur von der Gunst höherer Gewalten abhängig wähnten.

Da fiel sein Blick auf das Hochbühlhaus. Sonst hob ein Glücksgefühl seine Brust vor dem stolzen Heim seiner Liebsten. Jetzt verschärfte sich nur das Gefühl innerer, qualender Unruhe. Und doch lachte der helle Sonnenschein um das Haus, hell blinkten die Fenster, und majestätisch wölbte sich im Hintergrunde die bräunliche Kruppe eines Walnußbaumes tief in den blauen Himmel hinein. Die Seng! Die Stolze, Schöne, Lächelnde, Strahlende! Da stand ihr Bild vor ihm — aber dicht daneben ein andres — eine liebliche Gestalt voll rührender Demut, ein süßes, todblasses, gebengtes Mädchen Gesicht, über das Tränen perlen — ein tiefblaues Augenpaar, zaubermächtig zu ihm aufgeschlagen — das wich nicht aus seiner Erinnerung. Es war ja rein närrisch von ihm! Was war denn mit dem Kinde? Aber sie hatte um ihn geweint. Wenn sie ihn liebte? Was litt sie dann? Nein, undenkbar war's! Das anspruchlose Kind mit dem reinen Gemüte — ihn, den viel älteren Witwer lieben? Einfältig, nur so was zu denken. Ihre Liebe zur Schwester und wohl auch die dankbare Anhänglichkeit an ihn waren es nur gewesen, die ihn so tief im Innersten bewegten.

Daß sie doch um ihn weinte, daß überhaupt jemand und vollends dies Kind um ihn weinen mußte, tat ihm leid. Jetzt entsann er sich auch wieder auf das, was seine Mutter ihm letzter Tage von Männeli erzählt hatte. Wie sie ihn gegen die Anklagen ihrer Mutter verteidigt habe! Wie sie in Eifer geraten; wie ihre Augen geblitzt hätten, daß das sonst so bescheidene Mädchen kaum wieder zu erkennen war. — — —

Und jetzt ging ihm auch ein Licht über die Herzenswünsche seiner Mutter auf. Sie fand ja nicht genug Worte des Lobes über Männeli. Welch eine liebevolle Pflegerin das Mädchen ihr und den Knaben sei, stets heiter und gleichmäßig. Ja gewiß, sie übertraf ihre Schwester, die Seng, an kostbaren Eigenschaften des Herzens. Das war schon so. Allein er liebte nun doch Seng — und in gesünderen, glücklicheren Verhältnissen würde sie sich gewiß in vorteilhafter Weise entwickeln —! Und sie war seine über alles Geliebte, nach deren Besitz er sich lange Jahre gesehnt! — — —

Umsonst! Das Mädchenbild wich nicht. Die strahlende Schönheit der Seng siegte bei dem Vergleich mit dem zarten Reiz des jungen Mädchens nicht. Zwar war es nicht die Unmut der schlanken Gestalt, die Pracht ihres herrlichen Haars nicht, auch nicht das Blau ihrer Augen, was ihn so mächtig fesselte. Doch mußte er sich gestehen, daß das fein modellierte, rosenfrische Gesicht der Seng ihm beinahe wie ein Puppenantlitz neben den besetzten Zügen Männelis erschien, da es dieselben vor kurzem in Schmerz und Liebe ihm zugewandt hatte.

So schlenderte Wolfgang quer über Feld und Wiese — eine Deute widerstreitender Em-

pfindungen. Plötzlich erblickte er das kleine Hochbühlstöckerchen, das auf der Hauswiese des Hochbühls Blumen pflegte. Und gleich darauf rief ihm aus der Höhe, von einem mächtigen Birnbaume herab, des Hochbühlers schallende Stimme zu:

„Schön, daß Du mir die Schosse selber bringst, siehst, da mücht ich von Deinen Goldbirnen hinpflanzen — ich wollte vorhin die Seng hinschicken zu Dir, die Reiser zu holen. Glaubst Du, ich hätte sie hingezwungen? Keine Rede davon! Gottlos halstarrig ist sie. Dummes Getue, wenn man doch weiß, wie es steht.“ Kühnlich kreischte die Säge, ein Ast fiel zu Wolfgangs Füßen.

„Ich finde, sie hat ganz recht getan,“ erwiderte er. „Du sollst hernach nie sagen können, daß wir uns aufgesucht oder Heimlichkeiten gehabt hätten. Sie ist noch immer Dein Weib. Einmal ja, da sagt ich Ihr, was wir zwei ausgemacht damals an der Ausstellung. Aber nichts Unerlaubtes geschah. Dafür wäre sie selber auch viel zu brav. Ueberhaupt, es ist ja alles doch noch sehr fragwürdig. Ihr Gewissen kann sich wohl schwerlich zu einer bloßen Zivilehe verstehen, und erst die Mutter! Die wird toben und sicherlich Himmel und Hölle in Bewegung setzen.“

Melk schüttelte sich lachend, daß der ganze Baum schwankte. „Die Miel! Hast Du denn dieser unsre Abrede auch schon auf die Nase gebunden? Jetzt krieg ich erst den Satan auf den Hals, nun sie das weiß. Schöne Geschickel! Immerhin, Respekt vor Dir, bist allzeit ein braver Kerl. Nimm mich beim Teufel bloß wunder, wo Du das schwere Unglück mit den Weibern verdient hast? Die erste eine Mostkanne — die zweite ein böser Sat . . . — halt, ich Esel, ich werd doch nicht gegen mich selber reden. 's wird halt jedem sein Glück oder Unglück von Ewigkeit her vorbestimmt sein, und muß drum jeder tragen, was ihm aufgelegt ist.“

„Nein,“ erwiderte Wolfgang beinahe schroff. „Das ist träger Leute Spruch. Ich halte mich an den andern: „Jeder ist seines Glückes Schmied.“

„Hast Du nichts gehört?“ fragte nun Melk wieder, „der Grundwirt wolle auf den Abstimmungstag regelrecht trölen,*) die Gemeinde Buchwil müsse eine Ehre dreinsetzen, zur Partei der Bernerfenden zu zählen. Bin verflucht gespannt auf den Rummel. Wie's wohl gehen mag? Was denkst Du eigentlich?“

„Siegen wird die Revision, das wirst Du erleben!“ rief Wolfgang. „Aber Du,“ fuhr er in verändertem Tone fort, „paß wohl auf da droben. Die Leiter, die Du da hast, scheint mir ziemlich altersschwach zu sein; Du bist kein Vogel von Gewicht. Ich lege die Reiser da zum Stamme hin. Bergiß sie nicht aufzuheben, wenn Du herabkommst, behüt Gott.“

Damit wandte sich Wolfgang zum Gehen; denn drüben auf der Treppe des Hauses zeigte sich Seng. Er wollte eine Begegnung mit ihr vermeiden; bei dem Zwiespalte seiner Empfindungen hätte er der Geliebten nicht frei ins Auge blicken können.

„So wart doch, sieh, sie kommt, hat Dich halt schon gesehen!“ Melk rief dies lachend, stieg ein paar Sprossen höher und stieß einen weithin hallenden Sauchzer aus, der in einem grellen Schredensschrei abbrach. Gleichzeitig ein Krachen und ein dumpf dröhnender Fall. Wolfgang war wie vom Schlage gerührt. Von seitwärts kam das kleine Elisabethli, beide Händchen voller Wiesenblumen. Sein ganzes späteres Leben lang wich das Bild des Kindchens, wie es da stand, das erschrockene Gesichtchen nach der Unglücksstelle gewandt, die Händchen mit den Blumen herabgesunken, nie mehr aus Wolfgangs Gedächtnis. Im nächsten Augenblicke jedoch war er bei dem Baume und neigte sich über den

*) Im geheimen Stimmen werben.

gestürzten Hochbühlbauer. Dampf stöhnend lag der auf dem abgebrochenen Leiterstück. Da kam auch schon die Seng und kniete neben dem Verunglückten. Angstvoll schaute sie auf Wolfgang, der ihrem Blick auswich. „Es wird nicht dazu kommen. Die feierlichen Aussprüche Frau Elisabeths gaben ihm doch zu denken. Behutsam hob er das schwere Haupt des Bewußtlosen, und da ergab sich, daß Blut durch die kleinen blonden Krauslöcher seitwärts am Kopfe sickerte. „Geh, hole die Knechte, schicke nach dem Arzte, noch lebt er.“ Sie stürzte hinweg, während des Wolfgang sich bemühte, Melk vorläufig in eine bequeme Lage zu bringen. Das kleine Mädchen stand hilflos daneben; die Blumen waren den Händchen entfallen, und sein klägliches Weinen schnitt Wolfgang in die Seele.

Der Melk starb zwar noch nicht, doch gab ihn der Arzt so ziemlich verloren. Still und emsig tat Seng ihre Pflicht. Tag und Nacht wich sie nicht von der Seite des Todkranken. Die Pflege des großen, schweren Mannes heischte aber auch männliche Hilfe, und dienstbereit kamen die Nachbarn alle, ihren Beistand anzubieten.

Nur der Wolfgang kam nie, sandte bloß seine Knechte. Es war ihm unmöglich, Seng und Melk gegenüberzutreten. Ein peinliches Gefühl belastete sein Gemüt, ähnlich schwerem Schuldbewußtsein, so wenig er auch am Unglück Melks ver schuldet hatte. Ob es auch schien, als ob das Schicksal ihm den Weg zu seinem ersehnten Ziele frei machen wolle — und ob dies auch die einfachste Lösung des Knotens war —, ihn quälte doch, daß sein Glück sich auf eines andern Unglück und Tod aufbauen sollte. Lieber noch wäre ihm ein frischer, offener Kampf um den Besitz der Geliebten gewesen, denn eines solchen Glückes konnte er doch nicht froh werden; ein düsteres Ahnen beängstigte seine Seele. Selbst, daß ihm die drohende Ahnung der Hochbühlerin nicht aus dem Sinne wollte! Abergläubisch war er zwar nicht. Und überhaupt, was hatte er denn Böses getan? Wenn er sein Glück erstrebte — etwas gewaltsam freilich, er gab es jetzt zu —, so hatte doch niemand darunter zu leiden. Alles ging glatt und nach eines jeden Wunsche . . .

Von einem düster grauen Abendhimmel hernieder rieselte ein feiner Regen. Durch die frühe Dämmerung schritt müden Ganges eine schwächliche, dunkelgekleidete Frauengestalt nach der Doggenmühle. Auf der Treppe vor der Haustüre stand Wolfgang und starrte der Nahenden entgegen. Wer war sie, was wollte sie? Warum schlug sein Herz so unruhig? Konnte er denn dies schmale, blasse Gesicht nicht, das ihm durch die Schleier der Dämmerung wehmütig ängstlich entgegenblickte? Und wenn sie es wirklich war, was er im eigenen Angstgefühl nicht glauben wollte — warum kam sie zu Fuß, allein und zu dieser Stunde? Sie, die er nie anders als in flottem Zwiagespann und in hellem Staate an seines Bruders Seite zum Besuche in die Doggenmühle kommen gesehen?

Da stand sie wirklich vor ihm und bot ihm zögernd die Hand, Justina, seines Bruders Pauli Frau.

„Was ist's, Justina, warum so spät und allein?“ fragte er stockend. „Hat's etwas abgesetzt, etwas Ungeschicktes?“

Sie nickte bloß, und gleich flossen auch Tränen aus ihren Augen. „Ich muß mit Euch reden, Schwager, mit Euch allein,“ sagte sie leise.

Er schritt ihr voran in das kleine Stübchen. „Setz Euch,“ sagte er und deutete auf den großen Polsterstuhl. Mein Frau Justina sank schluchzend auf die Kniee. „Erbarmen, ich stehe nicht eher auf, als bis ich von Euch das verzehrende Wort gehört habe. Ach, Schwager, mir ist schrecklich; wir sind ruiniert. Ach, mein armer Pauli war doch nicht der Mann, das un-

fangreiche Geschäft in richtiger Weise zu führen. Es fehlte ihm doch an der Uebersicht und an Kenntnissen. Auch war das Geschäft — ihre Stimme ward stockender — „schon etwas heruntergebracht, als mein Vater — tröst ihn Gott — es Pauli abtrat. Und weil Pauli den Anforderungen nicht gewachsen war und den Stand der Dinge nicht zu beurteilen vermochte, so ward auch nichts getan, um den Ruin abzuwenden; desto schneller ereilte uns nun das Unheil.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Umwälzung der Weltanschauung.

Von Anton Pannekoek.

Bis zum 16. Jahrhundert war jedermann davon überzeugt, daß die Erde im Mittelpunkte der Welt stehe; darin lag zugleich enthalten, daß sie, der Wohnort der Menschen, der Hauptkörper der Welt sei und alle übrigen Teile, der sogenannte Himmel, um ihre Willen da seien. Im 17. Jahrhundert bricht immer fester bei der gebildeten Klasse, bei Gelehrten, Edelleuten und Bürgern die allgemeine Ueberzeugung durch, daß es sich anders verhalte, daß die Erde nur ein Planet unter vielen ihresgleichen sei und nicht im Mittelpunkte der Welt stehe, sondern um die Sonne laufe. Dieser gewaltige Umschwung der Weltanschauung wird meist auf Kopernikus (1543) zurückgeführt. Dies trifft aber nicht zu. Der wirkliche Umschwung fing genau vor 300 Jahren, im Jahre 1610, an. Kopernikus war wohl der Urheber der neuen Theorie; aber erst die Entdeckungen Galileis brachten sie zum Durchbruch.

Von altersher fesselten die fünf großen seltsamen Wandersterne die Aufmerksamkeit der Menschen. Der gelbe Jupiter, der rote Mars und die glänzende Venus, sie überstrahlten alle Fixsterne. Merkur, wenn er dann und wann in der Dämmerung erhascht wurde, funkelte wie der Sirius und nur der langsam wandernde Saturn stand den hellen Fixsternen gleich. Am wunderbarsten war ihre unregelmäßige Bewegung zwischen den Sternen hindurch. Aber die aufmerksame Verfolgung ihrer Bahnen hatte Regelmäßigkeit in ihrem launenhaft verschlungenen Lauf aufgedeckt. In festen Perioden wanderten sie von West nach Ost den Tierkreis entlang und in regelmäßigen Intervallen verzögerten sie dabei ihren Lauf, kehrten um und wanderten eine Strecke zurück, um nach einer zweiten Umkehr den alten Gang wieder aufzunehmen. Die griechischen Mathematiker des Altertums hatten mit bewunderswertem Scharfsinn die Gehebe dieser Bewegung erkannt. Nach der Darstellung von Ptolemäus beschrieb jeder Planet eine kreisförmige Bahn um die Erde, das Weltzentrum, gleich wie es auch die Sonne und der Mond machten. Aber nicht der Planet selbst lief regelmäßig diese Bahn, sondern der Mittelpunkt eines kleineren Kreises, und auf diesem Kreis lief der Planet selbst in einer bestimmten, kurzen Zeit gleichmäßig herum. Der Jupiter z. B. durchmaß in 13 Monaten den kleinen Kreis, dessen Mittelpunkt in 11 Jahren einen fünfmal größeren Kreis um die Erde beschreibt. Könnten wir diesen Mittelpunkt sehen, so würden wir bemerken, wie der Jupiter bald ihm vorausseilt, bald gegen ihn zurückbleibt, aber immer innerhalb 13 Monate um ihn hin und her pendelt, während der unsichtbare Mittelpunkt regelmäßig am Himmel fortschreitet. So erklärte sich der Wechsel von östlicher und westlicher Bewegung ganz einfach.

Diese geometrische Erklärung paßte ganz schön in das allgemeine Weltbild des Aristoteles hinein, das dem im Altertum erreichten Standpunkt der Physik und Mechanik entsprach. In der Mitte der Welt schwebt die runde Erde, in weiter Ferne von der Himmelskugel, der

Grenze der sichtbaren Welt, umgeben. Daß die Erde dort im Mittelpunkt steht, ist selbstverständlich, weil alles Schwere nach dem Mittelpunkt der Welt hinfällt und sich dort anhäuft; dieser Haufen ist eben die Erde. Dagegen strebt das Leichte, Feurige vom Mittelpunkt weg, gen Himmel; über der Luft lagert sich das Feuer und darüber der Aether, der auch feurig ist und das vollkommenste himmlische Element bildet. Die vier Elemente, die die Erde und ihre Umgebung bilden, sind irdisch, unvollkommen und vergänglich; sie bewegen sich empor oder herunter. Dagegen sind die Körper des Himmels, Sterne, Sonne, Mond, Planeten, ätherisch, vollkommen und unvergänglich; sie bewegen sich in ewigen Kreisen um den Mittelpunkt herum. Das Ptolemäische Weltsystem, das sich diesem allgemeinen Weltbild anschloß, ergänzte es bloß dadurch, daß es die Bahnen der Planeten als eine Kombination zweier Kreise darstellte.

In dem großen Werk des Ptolemäus, dem *Almagest*, wie die Araber es nannten, das am Schluß des Altertums (ungefähr 140 n. Chr.) das ganze damalige astronomische Wissen zusammenfaßte, knüpfte die Renaissance im 15. Jahrhundert an. Der mit der Herrschaft der Warenproduktion emporkommende Sinn für Wissenschaft, die in diesem Fall auch durch sehr materielle Bedürfnisse fortgetrieben wurde, mußte sich zuerst das Wissen der Alten zu eigen machen. Der *Almagest* wurde neu herausgegeben, übersezt und erklärt. Kommentare wurden dazu geschrieben und durch neue Beobachtungen die Angaben, die schon um anderthalb Jahrtausend veraltet waren, auf die Höhe der Zeit gebracht. Dann kam Kopernikus und gab eine neue Theorie der Planetenbewegung. Die kleinen Kreise bei Ptolemäus werden von den Planeten in der Weise durchlaufen, daß sie sich immer im tiefsten, der Erde nächstliegenden Punkte befinden, wenn sie der Sonne gegenüberstehen, dagegen im entferntesten, wenn sie hinter der Sonne stehen. In Wirklichkeit ist die Sonne daher der Mittelpunkt ihrer Bewegung. Wird nun die Erde außerhalb des Weltmittelpunktes gebracht und beschreibt sie jährlich einen Kreis um die Sonne, anstatt umgekehrt, so verschwindet auf einmal die Realität jener kleinen Kreise; sie sind nur Schein, nur Spiegelbilder der Erdbewegung. Der Jupiter läuft in Wirklichkeit ganz gleichmäßig um die Sonne, und nur weil die Erde, von der wir ihn betrachten, bald links, bald rechts von der Sonne steht, scheint uns der Jupiter hin und her zu pendeln. Diese Erdbewegung allein hob alle kleinen Nebenkreise der Planeten auf.

Damit wurde das Planetensystem auf einmal sehr viel einfacher. Diese Einfachheit war das hauptsächlichste Argument des Kopernikus. Anstatt der vielen Kreiskombinationen genügte für jeden Planeten ein einfacher Kreis. Und wie harmonisch gestaltete sich auf einmal die Welt! Die Planeten stehen in regelmäßiger Reihenfolge und bewegen sich um so langsamer, je größer ihre Kreise sind. „In der Mitte von allem aber steht die Sonne. Denn wer möchte in diesem schönsten Tempel diese Leuchte an einen anderen oder besseren Ort setzen, als von wo aus sie das Ganze zugleich erleuchten kann? So lenkt in der Tat die Sonne, auf dem königlichen Thron sitzend, die sie umkreisende Familie der Gestirne.“

Allerdings nicht als neue Theorie bot Kopernikus sein Weltsystem dar. Er gehörte noch nicht einer Zeit an, die Kühn das Neue der alten Tradition gegenüberzustellen wagte. Auch das Neue mußte sich auf eine alte Autorität stützen. Und als Autorität galt nur das Antike. In seiner Widmung an den Papst, die er seinem Buche voranschickte, sagte er, daß ihm nur deshalb das *Wagestück* in den Sinn gekommen ist, sich eine so besondere Theorie vor-

zustellen, weil die Mathematiker selbst unter sich uneinig waren; er habe dann die Bücher aller Philosophen nachgeschaut und gefunden, daß mehrere Pythagoräer der Erde eine Bewegung zuschrieben. Die wissenschaftliche Diskussion im 16. Jahrhundert drehte sich daher um das „ptolemäische“ und das „pythagoräische“ Welt-system, beide altbewährt durch den großen Namen ihrer Urheber. Und in dieser Diskussion fanden beide Theorien eifrige Verfechter.

Beide konnten auch schwerwiegende Gründe für sich ins Feld führen. Das „pythagoräische“ System hatte den Vorzug der größeren Einfachheit; daher fand es vor allem bei einigen Mathematikern begeisterte Aufnahme. Dagegen stand es im Widerspruch zu den physischen und mechanischen Auffassungen, die noch nicht wesentlich über die Lehre des Aristoteles hinausgekommen waren. Wie könnten die Vögel ihre Nester zurückfinden, wenn die unter ihren Füßen dahineilende Erde diese mitgeführt hatte? Wie konnte ein Stein dabei senkrecht fallen? Weshalb wurde nicht alles, was nicht fest saß, durch die Fliehkraft weggeschleudert? Der bloße Gedanke, daß die Erde, unsere feste Erde, der feste Boden unter unseren Füßen, sich mit unvorstellbarer Geschwindigkeit um eine Achse drehte, war schon ungeheuerlich. Wie war es aber möglich, daß ein ungeheurer schwerer Erdklumpen sich außerhalb des Weltzentrums halten konnte und durch den Raum dahineilte, als wäre er ein leichter, ätherischer Himmelskörper? Eine unhistorische Anschauungsweise sieht in den Widerstand, den die Lehre des Kopernikus fand, nichts als beschränkte Dummheit oder religiöses Vorurteil. Mit Unrecht. Diejenigen, die mit ihrem Geiste von der Erde wegschlugen und, im Sinne des alten Griechentums, Harmonie und Schönheit suchten, konnten sich für die neue Lehre begeistern. Wer aber wirklich in alle ihre Konsequenzen eindrang, wer sich darin hineindachte, daß die dunkle, schwere Erde in Reich und Glied mit leuchtenden Himmelssternen durch den Raum dahinfliegen sollte, wer versuchte, sich ihre Bewegungen als wirklich, tatsächlich vorhanden vorzustellen, der mußte sie zurückweisen. Eine schöne, verlockende mathematische Theorie, aber keine Wirklichkeit! Das von dem Astronomen Tycho Brahe ausgedachte System — die Planeten um die Sonne und die Sonne mit diesen Begleitern um die Erde — das meist als jämmerliches Kompromiß zwischen Wissen und Glauben hingestellt wird, war ein ganz vernünftiges Kompromiß zwischen Physik und Astronomie, aber als Kompromiß durch die Wirklichkeit zum Scheitern verdammt. Und noch im Anfang des 17. Jahrhunderts herrschten Aristoteles und Ptolemäus unbeschränkt in den Hochschulen, und die wenigen Gelehrten, die mit Kopernikus einig waren wurden als sonderbare Künze verlacht.

Aber die Kirche und die Religion, stellten sie sich nicht der neuen Lehre entgegen? Die bürgerliche Aufklärung hat gruselige Geschichten von der Wissenschaftsfeindlichkeit der Kirche verbreitet, und damit nicht nur, wie bei ihr selbstverständlich ist, ihre Verständnislosigkeit für die wirklichen historischen Zusammenhänge gezeigt, sondern auch geradezu die Tatsachen vergewaltigt. Wie wenig dieser Satz in seiner ganzen Allgemeinheit zutrifft, beweist die Tatsache, daß Kopernikus, selbst ein katholischer Geistlicher, von anderen hohen Geistlichen zur Herausgabe seines Werkes ermuntert wurde und es dem Papst dedizierte. Für die kirchlichen Würdenträger war die neue Theorie keine verhasste Herei, sondern eine interessante, wenn auch vielleicht keine richtige mathematische Spekulation. Die Ursache lag einfach darin, daß die Schrift des Kopernikus selbst noch keine Umwälzung der Weltanschauung bewirkte, sondern nur erst eine Vorbedingung dazu schuf.

Die Kirche war zur Zeit des Kopernikus nichts weniger als wissenschaftsfeindlich. Die höhere Geistlichkeit wie die reiche Bourgeoisie pflegten gerade die Wissenschaft als einen schönen, erhabenen und angenehmen Zeitvertreib und dabei stand die Astronomie als Grundlage zum Kalenderwesen und zur Astrologie besonders in Ehren. Von religiösen Vorurteilen gegen das wissenschaftliche Studium wußte die Kirche sich völlig frei. Die herrschende Geisteskultur war eben alles andere, als was wir eine religiöse nennen würden; unter christlich katholischen Formen war sie im Grunde die lebensfrohe, ästhetische Sinnengenuß suchende Kultur des klassischen Altertums. Sie hieß auch die Renaissance", d. h. die Wiedergeburt dessen, was früher lebte und solange tot gewesen war. Die ganze herrschende Klasse Italiens, des damaligen gebildetsten Landes, die hohen Geistlichen, die städtischen Adels-Geschlechter, die

reichen Bürger und die fürstlichen Emporkömmlinge, sie waren im Grunde, im Denken und Fühlen eigentlich Heiden, die das heidnische Altertum, seine Kunst und seine Wissenschaft als ihr leuchtendes Vorbild betrachteten. Die Wissenschaft, die an den Universitäten studiert wurde, war von dieser Verehrung der Antike durchtränkt; sie war in direkter Linie ihre Fortsetzung. In der Welt der Renaissance, in der die Kirche nichts Wissenschaftsfeindliches hatte, hatte auch Kopernikus seine Studien gemacht, und er lebte noch völlig in der Gedankenwelt der griechischen Wissenschaft. Daß er die angeblich pythagoräischen Ansichten den ptolemäischen vorzog, war kein Druck mit dem Geiste der Renaissance. Seine Beweisführungen z. B. über die Vollkommenheit der Kreisbewegung, die Kugelgestalt und die Drehung der Erde muten völlig aristotelisch an, wenn er auch in bestimmten Punkten gegen Aristoteles auftritt. Sein Gedankengang ist der der alten Logik; er steht völlig auf dem Boden der klassischen Philosophie, und es kommen Stellen in seiner Schrift vor, die fast heidnisch klingen.

Aus den allgemeinen Zeitverhältnissen ist daher zu verstehen, weshalb Kopernikus zwar fürchten konnte, gegen mächtige Vorurteile zu verstoßen — Aristoteles genoß eine viel größere Dogmenheiligkeit als je im Altertum — aber

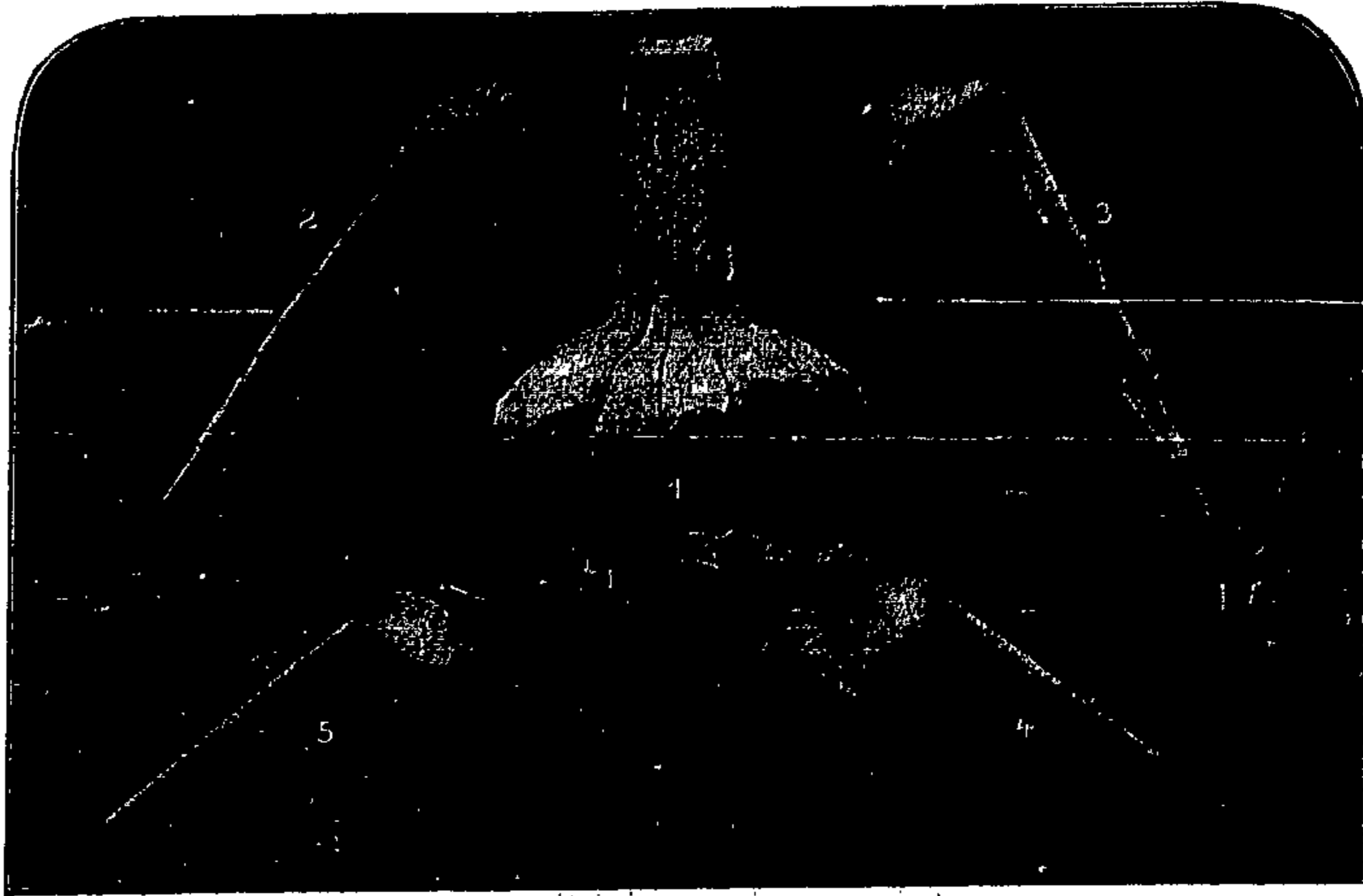
zugleich auch auf mächtige Gönner in der Kirche rechnen durfte, die die Kirche nicht an eine einzige alte Lehre binden, sondern ihr eine Freiheit und Beweglichkeit innerhalb der klassischen Wissenschaft sichern wollten. Die

dürre Buchstabenknechtschaft zur Herrschaft, die jede freiere Wissenschaft verfolgt.

Die Reformation hat jener wissenschaftsfreundlichen Renaissance ein Ende bereitet. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts setzt der Umschwung ein; das lebensfrohe Heidenvolk, das in getstlichen Gewändern die nach Italien strömenden Schätze Europas verjubelte, wurde zur finsternen *ecclesia militans* (d. i. streitbare Kirche), die überall um jeden Fußbreit, um jede Menschenseele kämpfen mußte. Von da an blickt die Kirche argwöhnisch auf alles, was ihre Machtstellung untergraben könnte, mit ihrem Dogmen wird es blutiger Ernst und die Jesuiten festigen immer mehr eine straffe Disziplin. Giordano Bruno, der die kopernikanische Lehre zur Grundlage einer ganz neuen Naturlehre machte, bekam den neuen Kurs am Leibe zu spüren. Aber zur gleichen Zeit als er in Rom verbrannt wurde (1600), experimentierte dort in

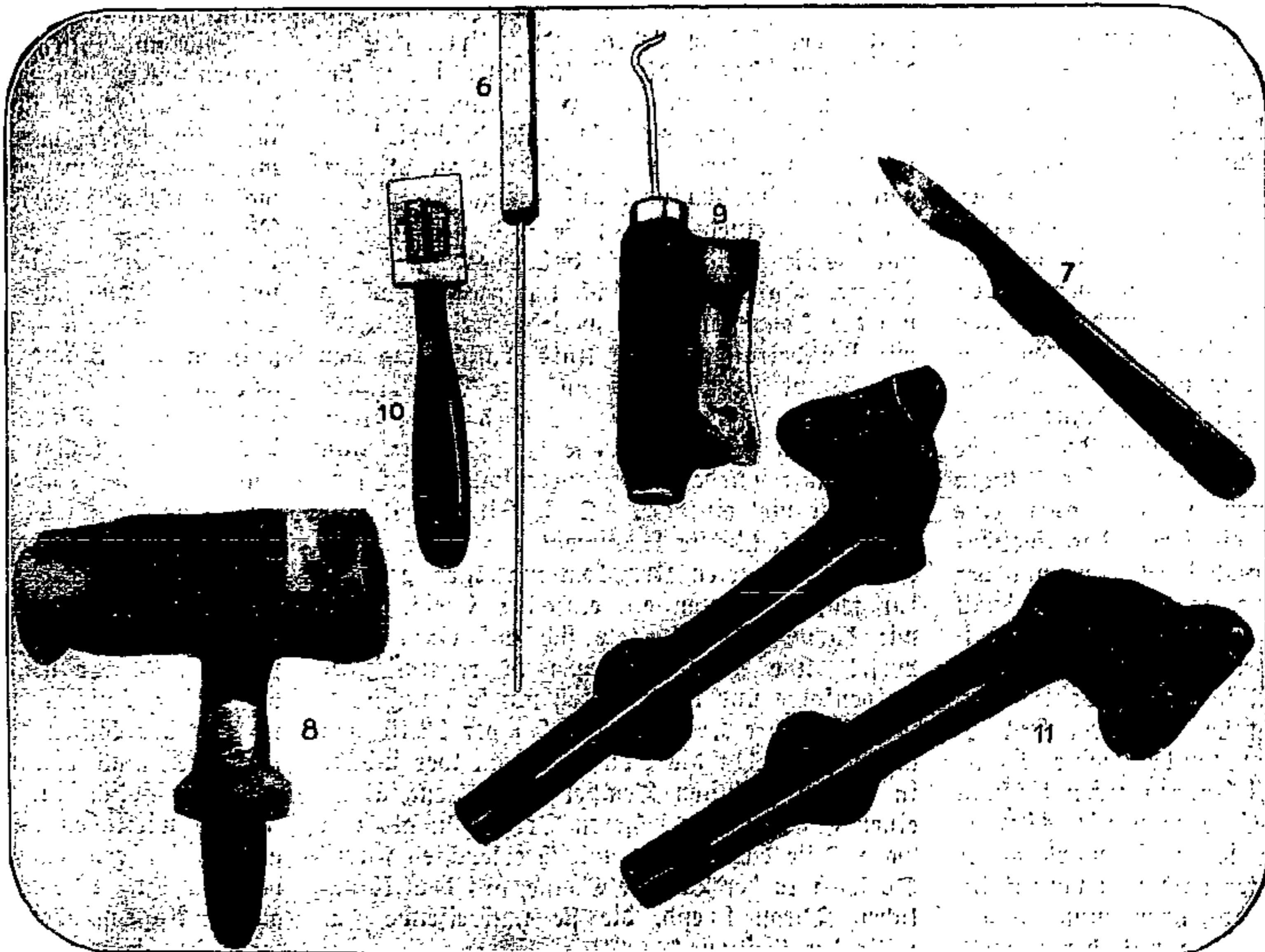
der Nähe schon der Mann, der die Wissenschaft der Mechanik im modernen Sinne reformieren sollte. Die Kirche hatte das Bed, daß gerade zur Zeit, als sie die Wissenschaft mit feindlichem Mißtrauen zu beachten anfing, die Bedürfnisse der emporkommenden Technik zu physikalischen sowie mechanischen Experimenten trieben, die das alte aristotelische Lehrgebäude zum Zusammensturz bringen sollten. Galilei war ein Naturforscher ganz anderer Art als Kopernikus. Er gehörte nicht mehr der klassisch-philosophischen Renaissance an; in ihm lebte schon der Geist des modernen und nüchtern prüfenden, praktischen Bürgeriums. Er war darin keine Ausnahme; in Italien gab es vor ihm bereits mehrere, die die Bewegungslehre und die Werkzeugfähigkeit untersuchten, und in Holland hatte Simon Stevin aus Brügge viele Entdeckungen Galileis schon vor ihm gemacht. Aber diese waren meist reine Praktiker, die als Tausendkünstler angestaunt wurden und der Theorie, welche auf den akademischen Kathedern

gelehrt wurde, völlig fern standen. Galilei dagegen war zugleich Professor; der nach Vorschiff das System des Ptolemäus lehren mußte; daher lag es ihm nahe, aus seinen Experimenten auch die theoretischen Schlüsse zu ziehen. Er gehört zu den ersten, die die moderne experimentelle



1. „Kugeln“, auch Plättchen genannt. 2. Kugel mit durchgestochnem Draht. 3. Pfeife, wie sie aus der Form kommt. 4. Diefelbe Pfeife „gestempelt“ und mit Stempel versehen. 5. Pfeife, fertig zum „glattmachen“ (polieren).

erste Anfechtung aus religiösen Gründen kam aus Wittenberg, von Luther her, der sich verächtlich über den Narr ausließ, der die Astronomie umkehren wollte und dabei mit dem Bibelwort in Widerspruch geriet. Aber auch die Reformation brauchte die Wissenschaft, und in



6. Draht, mit dem das Loch in den Stiel der Kugel gestochen wird. 7. Messer, zum Entfernen der überschüssigen Schmelze von der Kugel, bevor dieselbe in die Form gebracht wird. 8. „Stopfer“, zum Stoßen des Loches in den Kopf der Pfeife. 9. „Stempel“, mit dem die Kugel versehen wird, wenn die Pfeife aus der Form kommt. 10. Stempel, auch „Ringel“ genannt, zum Ausdrücken der Fabrikfirma. 11. Die Form.

demselben Wittenberg fand Kopernikus in ein paar jungen Professoren der Mathematik, Reinhold und Rhäticus, begeisterte Schüler und Verfechter seines Systems. Erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, mit dem wirtschaftlichen und politischen Niedergang Deutschlands, kommt die

Conpfeifenfabrikation.

Von Siegbert Salter.

In Speicher, einem hübsch gelegenen Eifel-dorfe, liegt hoch über dem Talbett der zur Mosel niederrauschenden Kyll eine einfache Werkstätte, die das Interesse jedes Fremden erregt und verdient. Denn hier ist eine der



Anfertigung der „Rollen“.

Methode der Physik mit vollendeter Sicherheit handhabten, aus gut gewählten Versuchen die richtigen Schlüsse zogen, ohne sich in allgemeinen Spekulationen zu verlieren. Damit schlug er die aristotelische Naturlehre tödlich aufs Haupt. Zweifellos hat bei ihm auch der Kampf der beiden Weltssysteme Anlaß zu seinen neuen Versuchen gegeben und mit seiner Umwälzung der Mechanik hat er das System des Kopernikus dauernd und nachhaltig zum Siege verholfen.

Die Bedeutung seiner Resultate drang freilich erst allmählich durch, am meisten durch seine 1632 herausgegebenen „Dialoge über die beiden Weltssysteme“. Er selbst wagte es lange nicht, sogar auch nicht nach seinen Experimenten, den Kampf für Kopernikus offen aufzunehmen. Das geschah erst, als (1610) seine Entdeckungen mit dem Fernrohr die Wichtigkeit der neuen Lehre handgreiflich darlataen. (Schluß folgt.)



Das „Lochen“.

Mit dem Stopfer wird das Loch in den Pfeifentopf gestossen.



Die Pfeifen werden „glattgemacht“ (vollert).

pfeifenköpfe waren Dinge, die so gut wie niemand kannte. Inzwischen haben sich auch die Bedürfnisse der Landbevölkerung gehoben. Die Zigarre und selbst die Zigarette fand ihren Eingang in die entlegensten Flecken und Weiler. Die mit dem Aufschwung des Verkehrs immer größer werdende Vertrautheit mit städtischen Gepflogenheiten ließ auch die Bewohner des platten Landes mehr und mehr das irdene Pfeifchen verachten und damit verringerte sich das beste Absatzgebiet dieses Erwerbszweiges.

Nicht besser als der Eifel erging es anderen tonreichen Gegenden des In- und Auslandes. Auch in Hessen und Hannover, in der alten Freistadt Debreczin in Ungarn, im französischen Departement Drôme und in Brosely, in Staffordshire, wo seit dem 17. Jahrhundert die Conpfeifenfabrikation sich einer bedeutenden Blüte erfreute, haben die oben geschilderten Ursachen ähnliche Wirkungen herbeigeführt.



Auslegen. Die Pfeifen werden zum Trocknen ausgelegt und die Stiele geradegebogen.



Die Pfeife wird verputzt.

wenigen Stätten, wo noch die Herstellung tönerner, oder, wie man dort zu Lande meist sagt, irdener Pfeifen betrieben wird. Vor einem Menschenalter etwa gab es in dieser Gegend noch mehrere Dörfer, wo die Conpfeifenfabrikation blühte. Damals war die Zigarre hier noch ein Luxusgegenstand von erlesener Seltenheit und auch die schönbemalten Porzellan-



Der noch vorhandene „Bart“ wird abgeschmitten.

Das einzige Land, wo sich auch heute noch dieser Zweig der Tonindustrie einer großen Blüte erfreut, ist Holland. Die Holländer sind seit Jahrhunderten mit ihrem Tonpfeifen so eng verwachsen, daß ihm Holz und Porzellan nur wenig Abbruch tun konnten. Der Hauptpunkt dieser Fabrikation ist die etwa 20 000 Einwohner zählende, an der Pfel gelegene Stadt Gouda in der niederländischen Provinz Südholland. Hier befinden sich noch mehrere Fabriken im Betriebe, und die hier erzeugten Pfeifen erfreuen sich heute noch einer fast ebenso großen Beliebtheit wie vor zwei- und dreihundert Jahren, als diese Industrie aus England herübergebracht wurde. Der neue Industriezweig sah damals so kräftig Wurzel, daß bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts zu Gouda etwa 4000 Menschen in der Tonpfeifenfabrikation beschäftigt werden konnten. Unter den Absatzgebieten für die Erzeugnisse dieser Industrie befand sich auch Deutschland. Köln bildete einen Hauptstapelplatz für die Goudaschen Tonpfeifen, die im Volksmunde einfach „Kölnische Pfeifen“ genannt wurden. Von hier aus mag die Kunst der Tonpfeifenfabrikation in die nahe Eifel verpflanzt worden sein. Von Holland aber abgesehen, führten die eingangs erwähnten Gründe dahin, daß heute die Herstellung irdener Pfeifen nur noch in wenigen Orten und da meist in geringem Umfang zu finden ist, so in Papenburg, das den Ton aus Grenzhausen in Hessen-Nassau, und in dem schon erwähnten Speicher. Es mag drum erwünscht sein, einen Einblick in einen solchen Betrieb zu erhalten und an der Hand unserer Bilder den Werdegang der irdenen Pfeifen zu verfolgen.

Die Art des Betriebes und der technischen Einzelheiten hat sich seit Jahrhunderten kaum verändert. Es sind noch fast dieselben Werkzeuge, die die Großväter und Urgroßväter gebrauchten. Es sind noch dieselben Handgriffe, die die Großmütter und Urgroßmütter bereits mit stinken Händen leiteten; denn seit jeher helfen auch die Frauen in diesem Betriebe mit, der auf der Grenze zwischen Heimarbeit und Fabrikationsarbeit steht. Das Aeußere des schmucken Hauses verrät nichts von der gewerblichen Betriebsamkeit im Inneren. Nur wenn der an das Haus angebaute Ofen für den Brand der Pfeifen geheizt wird — was etwa alle vier bis fünf Wochen einmal geschieht —, kündigt eine schwarze Rauchwolke weithin über das Tal, daß wieder 8—15 000 Tonpfeifen sich ihrer Vollendung entgegenhärten. Sonst liegt das schmucke Haus still in sein Gärtchen eingeschmiegt und nichts deutet darauf hin, was drinnen in den beiden geräumigen Stuben vor sich geht. Oeffnet man jedoch die Haustüre, die den Eintretenden direkt in die Küche führt, so übersteht man gleich den ganzen Betrieb, dem die Wohnstube und die anstoßende Werkstätte als Schauplatz dienen, und wo sich fast sämtliche Familienmitglieder in reger Arbeit tummeln.

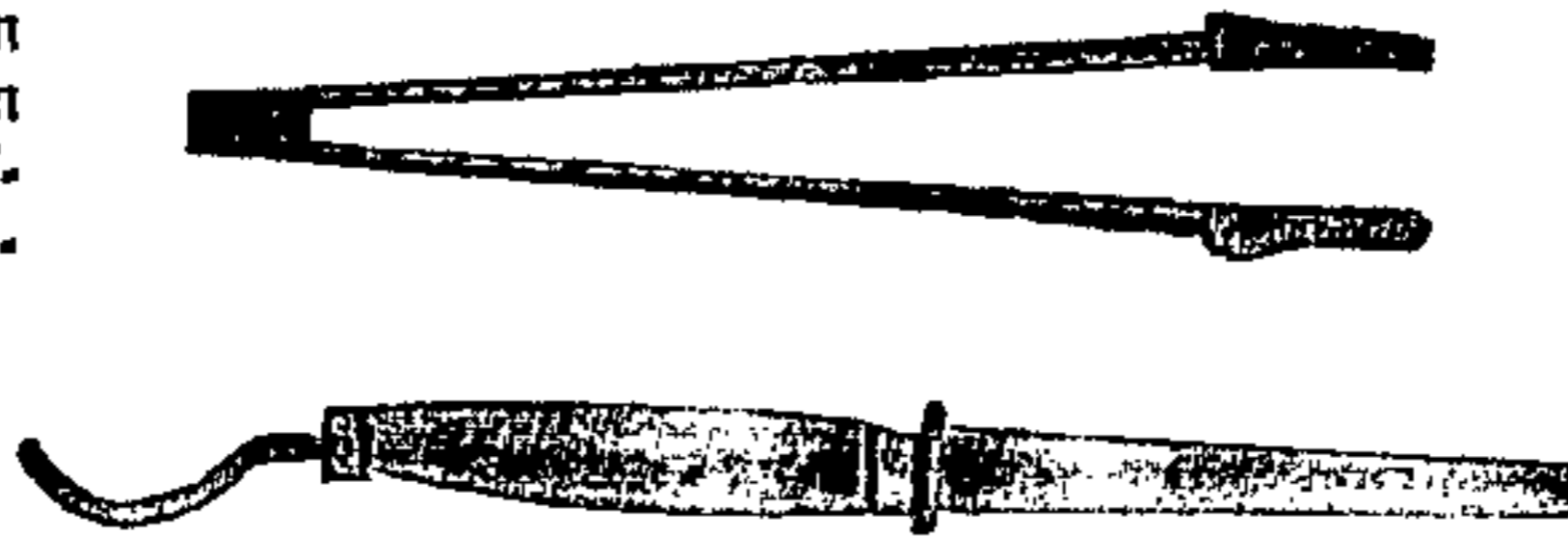
Die hierbei gebrauchten Handwerkzeuge haben sich im Laufe vieler Jahrzehnte nur wenig geändert und tragen zum Teil ganz eigentümliche Namen. Da gibt es beispielsweise einen „Schenker“, einen „Stöpfer“, ein „Ringel“, ein „Trimmesser“: Werkzeuge, deren Zweck und Wirksamkeit aus der folgenden Schilderung ersichtlich werden wird. Der Arbeitsgang vollzieht sich nun in den folgenden Stappen.

Das in Speicher zur Herstellung der Tonpfeifen verwendete Material ist ein grauweißer außerordentlich feuerbeständiger Ton, der in ausgedehnten, hauptsächlich an der Ostseite des Ortes sporadisch sich hinziehenden Tonfeldern gewonnen wird. Um diesen Rohstoff für das „Roller“ geeignet, „reif“, zu machen, wird er „eingesumpft“ und durch Treten und Schneiden, durch kräftige Behandlung mit dem Spaten, durch Mahlen in Tonwalzen und durch Befreiung von allen

Fremdkörpern, besonders Steinen, zu einer leicht kneibaren, gut zusammenhaltenden Masse verarbeitet. Diese Masse wird zu großen steifen Klumpen geformt, die auf den Werkstisch, einen etwa kniehohen, großen Arbeitstisch wandern, dessen sämtliche Seiten von „Pfeisenbäckern“ besetzt sind.

Mit sicher abmessendem Griff entnimmt nun der erste Arbeiter dem Klumpen eine mäßige Menge Ton, der er durch Kneten und Rollen die Form einer sogenannten „Welle“ oder „Molle“ gibt. Diese Wellen sind etwa bleistiftdicke Tonstangen (die späteren Pfeifenrohre), an deren einem Ende sich eine birnenförmige Verdickung (der künftige Pfeifenkopf) befindet. Je 5 bis 18 dieser „Roller“ werden zu einem Häufchen vereinigt und so gegeneinandergeschoben, daß sie aufrecht auf dem Werkstisch stehen.

Ein zweiter Arbeiter, der mit einem langen, in einem handlichen Holzschäft steckenden Eisendraht bewaffnet ist, nimmt nun jede einzelne Rolle und durchbohrt sie bis zu der birnenförmigen Verdickung. Dieser Teil der Arbeit bedarf einer besonderen Geschicklichkeit. Im Laufe der Zeit erlangen die Pfeifenmacher hierin eine erstaunliche Gewandtheit. Während die linke Hand die weiche Tonwalze hält, stößt die rechte mit verblüffender Schnelligkeit den Draht, ohne ihn zu drehen und ohne je nach der Seite auszufahren, durch die bleistiftdicke Tonstange und stellt damit die allerdings noch rohe Urform des Pfeifenrohres her. Ich habe oft neben dem Werkstisch gestanden, und mich daß darob verwundert, mit welcher sicheren



Instrumente zum „Glätten“ und „Verpugen“ der Tonpfeifen.

Leichtigkeit die kräftigen Arbeiterhände diese heikle Arbeit vollbringen. Es ist dies die Wirkung der weitgehenden Arbeitsteilung, die den einzelnen täglich ungezählte Male denselben kleinen Handgriff ausführen läßt.

Je nach der beabsichtigten Gestalt der endgültigen Pfeife wird nun das birnenförmige Ende der durchbohrten „Welle“ mehr oder minder steil gebogen. Nachdem dann noch mit Hilfe eines Messers der überschüssige Ton von der Rolle abgeschnitten wurde, ist sie soweit fertig, um mitsamt dem darinsteckenden Eisendraht in die Pfeifenform gebracht zu werden. Diese Form besteht aus zwei eisernen oder messingenen Hälften, deren Hohlraum genau der Gestalt des Pfeifenkörpers entspricht. Das Ganze, also die geschlossene Form und die darin ruhende Rolle mitsamt dem eingesteckten Eisendraht, wird in die sogenannte „Presse“ oder den „Kasten“ gelegt, der durch eine Schraube geschlossen wird. Nun tritt der „Stöcker“ oder „Stopfer“ in Tätigkeit. Wie aus einem unserer Bilder ersichtlich ist, entspricht der untere Teil dieses mit einem bequemen Handgriff versehenen eisernen Stempels ungefähr dem Innenraum des Pfeifenkopfes. Mit seiner Hilfe stößt der Arbeiter jetzt die Höhlung des Pfeifenkopfes aus. Gleichzeitig drückt er den Eisendraht so weit durch das Pfeifenrohr, daß er den „Stöcker“ berührt. Damit ist dann die Verbindung zwischen Kopf und Rohr hergestellt. Um ein Ankleben des Tones zu verhüten, müssen Form und Stopfer bei der Arbeit stets gut geölt sein. Es gilt jetzt, die aus den Fugen der Form herausgedrungenen Tonteile zu beseitigen, die Pfeife zu „verpugen“. Dies geschieht mit Hilfe des „Schenkers“ und des „Trimmessers“. Das

frumme Eisen des „Schenkers“ beseitigt die an der Naht haftenden Tonteile und das an ihm befindliche Messer schneidet das Rohr ab. Der Draht wird jetzt herausgezogen, der „Abschneider“ beseitigt den beim Ausstoßen des Kopfes übergetretenen Tonrand, den sogenannten „Wart“ und verputzt mit dem „Trimmesser“ die Naht des Kopfes.

Um die Pfeifen fertig für das Brennen zu machen, werden sie nunmehr auf langen Brettern zum Trocknen ausgelegt, nachdem vorher die Stile sorgfältig gerade gebogen wurden. Haben sie eine genügende Trockenheit erlangt, so bleibt noch übrig, die rauhe Oberfläche zu polieren, glatt zu machen. Hierzu dienen die Polier- oder sogenannten „Glattsteine“. Es ist das ein Werkzeug, das einer Stimmgabel nicht unähnlich sieht und dessen beide Zinken in Achatssteine endigen. Nach all diesen verschiedenen Manipulationen ist die Pfeife (der natürlich im Laufe ihres Werdeganges mit dem „Ringel“ oder Stempel die Firma des Fabrikanten aufgedrückt wurde) endlich so weit, daß sie in den Ofen wandern kann. Dieser befindet sich bei der hier erwähnten Fabrik hinter dem Hause. Zur Aufnahme der Pfeifen dienen längliche, viereckige Kästen, die aus feuerfestem Ton hergestellt sind. Sie haben ein Fassungsvermögen von je 400 bis 500 Stück, während der Ofen wiederum 20 bis 30 solche Kästen aufzunehmen vermag. Bei jedem Brennen können also 8000 bis 15 000 Pfeifen eingelegt werden. Früher, bevor die Steinkohle zur hauptsächlichsten Kraftspenderin in der Industrie geworden ist und auch ein wenig später noch, solange der große Waldreichtum der Eifel den Holzpreis auf einer sehr niedrigen Stufe hielt, geschah die Feuerung mit Holz. Heute ist der Ofen so eingerichtet, daß sowohl Holz wie Steinkohle Verwendung finden können. 3 bis 4 1/2 Kubikmeter Holz sind nötig, um zehnbis zwölftausend Pfeifen zu „baden“.

Wenn die fertigen Pfeifen aus dem Ofen kommen, haben sie die bekannte Eigenschaft, sehr stark an den feuchten Lippen anzukleben. Um diesen Uebelstand nach Möglichkeit zu mildern, werden sie nach vollständiger Abkühlung in eine Lösung von Wasser, Seife, Gummi und weissem Wachs getaucht, eine Manipulation, die ihnen auch ein gefälligeres Aussehen verleiht. Die Pfeifen werden nun abermals zum Trocknen ausgelegt und hierauf mit einem Flanellappen oder sonst einem weichen Tuche abgerieben. Damit sind sie fertig zum Versand geworden und wandern wohlverpackt zu dem Händler, von wo aus sie in all die Kram- und Tabakläden gelangen, in denen der sogenannte „Kleine Mann“ seine Rauchbedürfnisse deckt.

In England, das man als Mutterland des Gebrauches der Pfeife in Europa bezeichnen kann, geht das Brennen häufig in etwas anderer Weise vor sich. Hier, wo die von Ralph Lane, dem ersten Gouverneur von Virginia, nach Europa eingeführte Tabakpfeife zuerst in größerem Umfange Anklang fanden, entstand bereits im Jahre 1619, und zwar in London, eine Korporation der Pfeifenmacher. Das oben erwähnte Proselyt in Staffordshire bildete seit jener Zeit schon den Mittelpunkt der englischen Pfeifenindustrie und von hier aus gelangte dieser Industriezweig nach dem europäischen Festlande, vor allem nach Holland, Frankreich, Deutschland und Ungarn. Und zwar war es das holländische Gouda, wo die Herstellung der Tonpfeifen zuerst fabrikmäßig betrieben wurde. In England also geschieht das Brennen oft in einer zylinderförmigen Tonkapsel, die in der Mitte des Ofens steht. Bei jedem Brande werden sieben- bis achtausend Tonpfeifen in etagenförmigen Reihen und in schräg angelehnter Stellung in die Kapsel eingesetzt. Ein solcher Brand dauert ungefähr neun bis zehn Stunden.

Melinka.

Erzählung von Clara Linzen-Ernst.

(Fortsetzung)

Als Luise zum ersten Male mit ihrem Korbe die Wiese entlang ging, konnte sie ihren Angebeteten nicht herausfinden. Das Sonnenlicht flimmerte über der weiten Fläche, die kränzlich aussehenden, schmalen Eichenbäume vermochten dem Auge keinen rechten Ruhepunkt zu geben, und nur hinten, am Ende des dünnen Feldes hob und senkte sich die feine Linie des Niefenwaldes. Dazu wirkten sie die derben Harnse der Arbeiter; ein weibliches Wesen war immerhin eine seltene Erscheinung. Das mochte auch der Rottenführer denken, der sie längst bemerkt hatte und dem auch Luises schmachtende Blicke keineswegs entgangen waren. Süßlich war das Mädchen nicht und fade wie Milchsuppe, aber ehe er sie einem anderen überließ, konnte er sie auch selber nehmen. Und so kam es, daß die romantische, brave Luise mit der Zeit Melinkas Mutter wurde.

Der Mann ihrer Träume zog nach einigen Monaten weiter und schließlich wohl zu Weib und Kindern in die Heimat — und Luise, die geschworen hatte, keinerlei Ansprüche an den Vater ihres Kindes zu erheben, kam, wiederum durch die Beihilfe der wohlthätigkeitstriefenden Schlichterswitwe, in ein Wöchnerinnenasyl. Als das kleine Kind der Liebe zur Welt kam, hielt die getreue und sentimentale Zule es stolz über die Taufe und gab ihm den Namen Melinka, nach der Heldin eines Hintertreppenromans, den sie soeben verschlungen hatte.

Luise und Zule wohnten nun schon längst zusammen und verzogen die kleine und später die große Melinka nach besten Kräften. Luise arbeitete in einer großen Elektrizitätsfabrik. Sie stanzt kleine Metallteilchen aus oder feilt sie an einem tausenden, elektrisch angetriebenen Rade ab. Die feinen Splinter lagen dann wie Goldpulver in ihrem mattsblonden Haar — sie kamen auch mit jedem Atemzug in ihre ohnehin schwache Lunge hinein, aber das beachtete Melinkas Mutter nicht. Sie war eine zuverlässige, pünktliche Arbeiterin, und ihren Verdienst brachte sie regelmäßig und ungeschmälert heim. Tante Zule versorgte den kleinen Haushalt und präparierte Vogelbälge — beides mit der gleichen Hingebung. Früher hatte sie es mit künstlichen Blumen gehalten, aber die Federarbeit brachte mehr ein. Leider entstieg dem Paket mit unpräpariertem Vogelzeng, das Zule sich regelmäßig am Montag von ihrer Firma abholte, meistens ein unangenehm fauliger Geruch. Fast immer flogen auch kleine Federchen in der Luft umher, und der fade Reingeruch aus Melinkas Nebestube machte sich häufig genug auch zu Hause breit. Aber alles in allem führten die drei gar kein so übles Leben, und sie erfreuten sich unter den Bewohnern des Hinterhauses eines gewissen Ansehens. — Wenn Melinkas Mutter nur nicht so gehustet hätte.

Eine der besten Freundinnen des friedlichen Trios aber wohnte im Vorderhaus: Glyda Armantes, eigentlich hieß sie Anna Müller. Sie war als Dame vom Ballett im Zirkus in Ehren grau geworden, immerhin aber gestatteten ihr ihre Nebeneinnahmen noch die geräumige, beinahe elegante Wohnung im Vorderhaus. Glyda hielt es mit der Kunst, — das sah man sofort.

Sie erregte ihr auch die entschwindenden Jugendreize, und wenn auch nicht immer mit Erfolg, so war sie doch so an die Welt des Scheins gewöhnt, daß sie nicht mehr auf ihre Hilfsmittel

verzichten konnte. Zule kannte Glyda schon seit vielen Jahren, was aber diese Freundschaft so fest und innig machte, das war die zärtliche Zuneigung, die diese ehemalige Anna Müller Melinka zuwandte. Manche seidene Bluse, bunte Wänder, lange elegante Strümpfe und dergleichen schöne Dinge, gingen, wenn ihre Bracht einigermaßen verblüht war, in Melinkas Besitz über. Die Hauptsache aber war: Glyda gab dem Mädchen unentgeltlich Tanzunterricht und lehrte sie sonst nochmacherlei kluge Dinge, die der einfachen, sentimentalen Romantiker der beiden Frauen im Hinterhaus fernlagen. Was sie dabei leitete? Nun, ein seltsames Gemisch von Freundschaft und Geschäftssinn. Glyda Armantes hatte mehrere junge Freundinnen, einigen gegenüber überwog der Geschäftssinn, anderen gegenüber die Freundschaft, und die kluge, stets frohgelaunte, zuversichtlich übermütige Melinka hatte sie in ihrer Weise wirklich gern. Die beiden schmiedeten zusammen allerlei Zukunftspläne, und wenn Melinka auch nicht immer die letzten Berechnungen der gewesenen Müller durchschaute — dazu waren ihre sechzehn Jahre zu sorglos — so gaben sich doch beide ziemlich freundschaftlich offen. — Eines Tages lud Glyda ihre junge Freundin zum Kaffee ein. Melinkas Mutter und Tante Zule fühlten sich dadurch sehr geehrt. Das war kein gewöhnlicher Kaffee mit Gebäck, das war ein Kaffee mit Herren. Die beiden im Hinterhaus ahnten, daß das der Anfang einer glänzenden Karriere für ihr Kind sein konnte, und darüber waren sie sich einig, sie würden Melinkas „Glück“ niemals hindernd im Wege stehen. Zudem sahen sie sehr zu Melinkas Schönheit und Klugheit, den Gaben des romantisch verklärten Vaters, empor, und dieses lebensvolle, freudebeischende Mädchen hatte wirklich eine Schönheit, die nicht gar oft in Hinterhäusern und dumpfen Stuben gedeiht: sie hatte einen wunderbaren Wuchs und einen herrlichen, jugendlichen, gesunden Körper. Konnten ihr da die etwas groben Gesichtszüge schaden?

Was soll man nun noch von dem sogenannten Kaffee erzählen? Er verlief so, wie Glyda Armantes ihn vorgelesen hatte und zur allseitigen Zufriedenheit.

Melinkas erster Liebhaber war nicht ganz wie damals der ihrer Mutter — „der Mann ihrer Träume“ —, aber sie war um so klüger, je fühler sie innerlich war, und so überlah sie wieder alle ihre Chancen: sie sah eine künftige Zeit, in der sie, im federnden Wagen zurückgelehnt, die hell erleuchteten Straßen entlang fuhr, in der sie kostbare Spitzenroben nachlässig über den Parkettboden schleifen ließ, in der ihr Freund so schön war und so jugendvoll, daß sie ihn liebte.

Das ist nun fünf Jahre her. So klug wie sie war, ist Melinka nicht mehr. Ihr Stern stieg und stieg, ihre heiß begehrende Jugend und Kraft, ihr ungezügelter Uebermut, ihr leuchtender schneller Witz, ihr glühvolles, leidenschaftliches Tanzen, alles das ging mit ihr durch wie feurige junge Gänse. Der abwägende Verstand hatte die Zügel längst locker gelassen. Wann hätte sie auch über sich selbst und ihre Zukunft nachdenken sollen? Ihre Zeit war gekommen und sie trank und trank vom Leben, und jeder tiefe Trunk jagte neue Blut in ihre Adern. Ihre Luft stieg empor wie ein starker Springquell; wenn er einen Augenblick etwas tiefer fiel, schoß er gleich darauf triumphierend, mit erneuter Gewalt, nur um so höher empor.

Eines dieser fünf Jahre hatte ihr auch etwas genommen: ihre Mutter. Die feinen, kleinen Dinge, der goldige Metallstaub und die fliegenden zarten Federchen hatten sich in die schwachen Lungen der alternden Frau hineingeiselt. Sie nisteten sich bei ihr ein wie unsichtbare, höhnisch lichernde, grausame Dämonen, die unablässig wühlten und arbeiteten, bis sie gequält und unendlich müde den letzten Atemzug tat. Und als sie so dalag, schmal und bleich, sah sie gut und zufrieden aus.

Das hatte Melinka nun schon fast vergessen. Sie hatte die rasch zugreisende Art des Vaters. Die beiden alternden, etwas sentimentalen Frauen waren neben ihr nur bleiche Schemen gewesen. Sie hatten ihr nie wirklich gefehlt.

Nur in diesem Jahr, im fünften Jahr ihres aufsteigenden Sterns, fiel ihr doch hin und wieder die Mutter ein. Selten, ganz selten, wenn sie sich einmal so seltsam müde fühlte. Das hatte sie früher nie gekannt!

Und nun könnte man eine lückerige, traurige Geschichte erzählen. Von wachsender Müdigkeit und aufstimmender Lust, von lästigem trockenem Husteln, feinen, häßlichen Stichen und von erneutem trotzig wildem Lebenswillen.

Aber wozu? Das ist eine alte, wohlbekannte Geschichte. Wozu sie noch breit und peinlich erzählen? Melinka, die all das am nächsten anging, erzählte sie sich selbst nicht einmal. Sie wollte etwas Schönes und Lustiges — wollte immer noch — wollte mit aller Kraft und Blut . . .

Und dann brach sie zusammen, mitten in dem Schönen, Lustigen, mitten in aller Kraft und Blut.

Es war ein Tanz wie damals, wie ihn eben Melinka tanzte. Es war der russische Nationaltanz. Alles um sie her war so heiß und aufreizend, alles wühlte und juchzte in ihr. Die blendende Helle ringsum, die berausende, süß würzige Schwüle der Luft, die blinkenden Steine, die eindringlichen Blicke, die knisternden, wogenden Seidenroben und rieselnden Spitzen, das grelle Auflachen und die entblößten Schultern und Arme, der schäumende Sekt, die bühnenden Tänze, dieser ganze entsetzte Sinnenzauber . . . und in all das hinein plötzlich der Schrei ihrer tödlich getroffenen Jugend: „Nein, nein, ich bin nicht krank, ich will es nicht sein, es ist unmöglich!“

Und als ob sie über einen übermächtigen Feind triumphieren muß, so tanzt Melinka. Aus ihren kurzen, wilden Rufsen, mit denen sie sich selbst anseuert, geht ihre ganze Lebensenergie. Das ganze Feuer rasender, innerlicher Auflehnung. Ihre starken, weißen Hände, ihr lodender Blick, reißen alle Lust an sich und halten sie! Ihr herrlicher Körper dehnt und biegt sich, und zittert, er richtet sich straff auf und sinkt weich zurück, er streift fast den Boden und zuckt leuchtend empor.

Doch da . . . was ist das? Der leichte Blutgeschmack hinten im Halse . . . was ist das? . . . Nur das nicht! Und plötzlich bricht sie ihren rasenden Tanz ab, wirft die Arme hoch, und ehe man noch recht weiß, was geschieht, ist Melinka herausgestürzt. Hinter ihr tobender Beifall — sie darf eben alles tun . . . Während man lacht und scherzt und die Musik feurig und werbend weiter flutet, während ein Teil ihrer Freunde darauf wartet, daß Melinka in einer anderen Toilette zu einem anderen Tanz erscheinen wird, fährt die Arme voll verzweifelter Auflehnung und Angst zu ihrem eleganten Heim in der stillen Straße . . . (Schluß folgt.)

Aussprache.

Ich will Dich ganz, eh ich mich binde,
Dein Wesen ganz und gar ergründen.
So glaub' ich, kann ich Ruhe finden
Vor dem, was uns die Zukunft bringt.

Du schaust mich groß und furchtsam an,
Du denkst an Deinen Kinder glauben;
Ich will gewißlich Dir nichts rauben
Und Klarheit nur für Dich und mich.

Wir wollen Schranken fallen lassen
Die künstlich man uns aufgebaut,
Denn wenn sich zwei erst angetraut,
Ist es zu spät für ein — Zurück.

Und kannst Du es noch nicht erfassen,
So gehe hin und lerne denken,
Ich will und mag Dich jetzt nicht tranken
Und nehmen, was Du mir nicht gibst.

Rudolf Etnbau.

Eine Agitationsreise aus dem Jahre 1847. Das Jahr 1847 ist für die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung hervorragend wichtig. Im Laufe dieses Jahres fanden in London die beiden kommunistischen Kongresse statt, die aus dem Bund der Gerechten den Bund der Kommunisten machten, den Übergang vom Weitlingschen Gleichheitskommunismus zum wissenschaftlichen Kommunismus von Marx und Engels vollzogen und den beiden Vätern des historischen Materialismus den Auftrag gaben zur Ausarbeitung einer Prinzipienklärung des Bundes: das kommunistische Manifest verbanden wir diesem Beschluß des zweiten Londoner Kongresses von 1847. In die Zeit des Überganges fällt eine Agitationsreise im Auftrage der Zentralbehörde des neuen Bundes, mit der Stephan Worn im Oktober des Jahres 1847 betraut wurde und von der er in seinen „Erinnerungen eines Achtundvierziger“ erzählt. Worn war erst 22 Jahre alt; aber der junge deutsche Schriftsteller, der damals in Paris arbeitete, hatte dort durch seine rasche Auffassung für die neuen Anschauungen die Aufmerksamkeit von Friedrich Engels in solchem Maße auf sich gezogen, daß er für geeignet erachtet wurde, die alten Gemeinden des Bundes der Gerechten in Lyon und der Schweiz zu besuchen und durch Vorträge für die neuen Grundzüge des Bundes der Kommunisten zu gewinnen. Diese Agitationsreise vor zwei Menschenaltern verlief, was wenigstens die Beförderungsmittel angeht, ein wenig anders, als heute derartige Touren in hochentwickelten Gegenden vonstatten zu gehen pflegen. Heute würde man in wenigen Stunden mit dem Schnellzuge von Paris nach Lyon fahren. Damals ging aber die Eisenbahn nur erst bis Orleans, und so kam eine höchst sonderbare Kombination von Eisenbahn- und -Eilpostfahrt zustande. In einem Hofe des Börseviertels in Paris verabschiedete sich Worn von Friedrich Engels und nahm einen der vier Plätze in der Hinterabteilung der großen fünfspännigen Diligence ein. Der Wagen fuhr nach dem Bahnhof, wo er von den Rädern befreit und mitsamt den Insassen vermittels einer Winde auf die Plattform eines Eisenbahnwagens gehoben wurde, den man an den Zug anhing. So ging nun die Fahrt bis Orleans. Hier wurden Diligence und Passagiere wieder auf ihre vier Räder gesetzt, die nötigen Pferde vorgespannt und im Galopp ging über den Marktplatz, am Denkmal der Jungfrau von Orleans vorbei, nach Burgund hinein. Nach kurzer Tätigkeit in Lyon ging Worn's Reise, wieder per Post, weiter nach Genf, wo er sich mehrere Wochen aufhielt, Tags in seinem Berufe als Seher tätig, abends für die Marx'schen Lehren agitierend: an den schönen Herbstabenden ging er mit seinen neuen Freunden spazieren, machte sie dabei mit den neuen Anschauungen bekannt und betrieb so eine Art von peripatetischer Propaganda, von Agitation im Umherwandeln. Er wandelte hier auf Wegen, die auch für den Kommunismus schon historischer Boden waren, denn von Genf aus hatte Wilhelm Weitling zuerst seine Agitation unter den Arbeitern in der Schweiz betrieben. Auch La Chaux de Fonds im Neuenburgischen, wohin Worn sich nach vier Wochen begab, war schon von Weitling mit Erfolg bearbeitet worden. Neben Genf und Lausanne war La Chaux de Fonds, das große, damals nach Worn's Angabe schon 20 000 Einwohner zählende Uhrmacherdorf der erste Ort in der Schweiz, wo sich, im wesentlichen aus deutschen Arbeitern, ein kommunistischer Arbeiterverein Weitling'scher Richtung aufstalt. Neuchâtel gehörte damals noch zu den Gebieten des Königs von Preußen, und auf Weisungen aus Berlin hin war der Polizeioberst Lardy schon seit

Jahren mit dem größten Eifer gegen die kommunistischen „Untrübe“ vorgegangen, die sich seit Weitlings Auftreten unter den deutschen Arbeitern im Neuenburgischen, hauptsächlich in La Chaux de Fonds und Yverle, geltend machten. Polizei und Gerichte betrieben die Kommunistenhäs mit solchem heiligen Eifer, daß die zum Klassenbewußtsein erwachten Arbeiter von La Chaux de Fonds, auch als Worn dort anlangte, bloß insgeheim und bei nächstlicher Weise ihre Versammlungen abhalten konnten und zwar nicht unter Dach und Fach, sondern unter freiem Himmel. Nur in den Bergen des Jura war für sie Versammlungsfreiheit, in entlegenen, wilden Felsgründen. Worn gibt folgende Ortsbeschreibung der historischen Stätte, wo die kommunistischen Arbeiter von La Chaux de Fonds von 1848 ihre geheimen Zusammenkünfte abhielten. „Etwa zwanzig Minuten von der Stadt biegt links von der bis St. Jure sich fortsetzenden Landstraße ein schmaler Pfad zu einem erst in sehr unmittelbarer Nähe wahrnehmbaren Spalt im Gebirge. Tritt man hier ein und verfolgt zwischen zwei hohen Felswänden die geheimnisvolle Enge, so gelangt man nach einer Weile in einen fast kreisrunden von steilen Wänden eingefassten großen Saal, wo der Zugangsstelle gegenüber wiederum ein enger Pfad sich eröffnet, der in einen zweiten Felsenrundbau führt; und so wiederholt sich diese eigentümliche Erscheinung bis an die Wasser des Frankreich vom Schweizer Land trennenden, in vielen überraschenden Windungen seinen rauhen Weg sich suchenden überaus malerischen Doubs. In dem ersten oder zweiten jener abseits von jeder bewohnten Ortschaft liegenden wenig bekannten Taltefler versammelten sich die jungen Leute, die mich freundlich aufgenommen hatten, gern in hellen Mondnächten. Dort suchte sie kein Diener der staatlichen Ordnung, dort erbauten sie sich an dem Worte ihrer Führer, dort klang ihr männlicher Gesang, von Späthern ungehört, in die himmlisch reine Luft.“ Sie haben auch Worn zum Abschied bis in die Ferne das Geleit gegeben und von einem Felsvorsprung ihr deutsches Lied als letzten Gruß hinter ihm her erschallen lassen, als er von ihnen ging, seine Agitationsreise fortzusetzen, nach Neuchâtel und weiter nach Yverle. Hier beschloß er seine Tätigkeit mit einer Broschüre, die den Kommunismus gegen Angriffe des Demokraten Karl Heitzen verteidigte, und begab sich sodann im November nach Brüssel, wo er Gelegenheit bekam, Karl Marx zu berichten vom Verlauf seiner Agitationsreise. — dy.

Neue Bücher über Forschungsreisen. Wo man heute die besten Namen unserer Erdforscher nennt, da sei der Schwede Sven von Hedin nicht vergessen. Bereits 1902 des „heiligen Landes“ verwiesen, rüstete Hedin 1906 eine neue Expedition, unterstützt von Gönnern und interessierten Kapitalisten. Heimlich; gegen den Willen der englisch-indischen, chinesischen und tibetischen Regierung, gelang es dem kühnen Entdecker, von Norden her Tibet auf bisher unbekanntem Wege zu durchqueren. Etwa drei Monate lang ist seine Karawane den Winterschrecken 6000 Meter hoher Gebirge und verschneiter Hochebenen ausgezogen, ehe sie auf die ersten tibetischen Nomaden stößt. Dann beginnen die Gewaltmärsche, Schleichwege, diplomatischen Manöver mißtrauischen Häuptlingen gegenüber, Listen, die Hedin bis nach Schigatse am Brahmaputra gelangen lassen, wo er auf Regierungsbefehl zur Umkehr gezwungen wird. Jedoch einen Rückzug weiß er sich zu sichern, der ihn wieder durch unersforchte Gebiete bringt. So entdeckt er die Quellen des Brahmaputra, des Indus, erforscht den Manasarowa-See und den heiligen Kailasberg.

Aber als er wieder draußen an den Grenzen des noch immer mangelhaft bekannten Landes steht, läßt ihn der Forscherdrang nicht nach Hause kehren. Er rüstet eine neue Karawane, bringt als Schahirte verkleidet nochmals in das heilige Land ein, bis er unterm Hirtenkittel aufgeföhert und wiederum aus dem Lande gejagt wird. Diesmal mit dem erträumten Erfolg seiner fünfzehnmönatigen Tibetstreife in der Tasche: Sven Hedin hat ein Gebirgssystem mehrere Male überschritten, das jenseits des Himalajagebirges liegt und das man sich bisher als einen Gebirgszug dachte, während Hedin das mächtige Gebirgslabyrinth als eine Familie völlig voneinander getrennter Gebirgsketten feststellte. Transhimalaja nannte er das gigantische Gebilde und „Transhimalaja“ heißt auch Hedin's neues Buch, in dem er uns die Abenteuer und anthropologisch-geographischen Entdeckungen seiner neuesten zweijährigen Asientour übermitteln. Ein zweibändiges, packend geschriebenes Werk (F. A. Brockhaus, Leipzig, Preis geb. 20 Mk.), schön ausgestattet mit 400 einfarbigen und bunten Abbildungen, Panoramen und Squarellen des Verfassers nebst 10 Karten. Zu bemängeln wären an der zeichnerischen

Ausstattung nur zwei, drei Bilder, die von englischen Malern nach Hedin's Angaben gezeichnet, und zwei solportagehaft unzulänglich gezeichnet wurden, während Hedin in kalten Wüsteneien entstandene Bilder, die nach dem Vorwort des Verfassers ohne Präkension auftreten wollen, fast durchweg auch vor dem Auge der Kritik bestehen dürften. — Vielleicht erleben wir recht bald eine populärere, gefürzte Volksausgabe des Transhimalajabuches, das mit geographisch-wissenschaftlichem Material belastete Werk in seiner jetzigen Gestalt hauptsächlich eine Bereicherung wissenschaftlicher Bibliotheken bedeutet. In der Volksausgabe dürften auch die Partien wegleiben, in denen der Forscher von erlauchten Freundschaften handelt. Denn man versteht mitunter nicht recht, was z. B. langatmige Schilderungen seines Aufenthalts bei den regierenden Europäergroßen Jubiens mit der kühnen Entbederkeit zu tun haben sollen. — r. g.

Dr. A. Bergers Buch „In Africas Wildnismern“ (Berlin, Paul Parey, Preis 14 Mk.), zu dem E. G. Schillings eine Einführung geschrieben hat, ist nicht eigentlich als das Werk eines Forschers und Entdeckers anzusprechen. Der Jäger und der Amateurphotograph kommen in diesem dickleibigen Bande allzu ausführlich zum Wort. Das macht aber das Werk keineswegs minderwertig. Im Gegenteil: es erhöht sowohl für den Laien wie für den Fachmann den Reiz zur Anschaffung. Der Weg durch den schwarzen Erdteil führte den Verfasser, der von Beruf Arzt und Zoologe ist, etwa von Sansibar aus durch Zentralafrika nach Ägypten. Zum Teil noch wenig durchforschte Gebiete wurden dabei durchgemessen, die eine reiche Ausbeute in zoologischer und ethnologischer Hinsicht boten. Alles das Neugehauene, bisher Wenigbeobachtete oder noch gar nicht Bekannte wurde dabei auf die photographische Platte gebannt.

Das Ergebnis war ein überaus reiches: es konnten dem Texte 280 Abbildungen nach Originalaufnahmen beigegeben werden. Diese Bilder, im Verein mit sorgfältigen Beobachtungen über das Leben und die Verbreitung der abunterseiten Menschen und Tiere, machen das Buch nicht nur wertvoll, sondern stellen es vielmehr als eine naturgetreue Urkunde hin für Wissensgebiete, auf denen man sich noch bis vor kurzem an vage Zeichnungen oder Schilderungen halten mußte. In dieser inneren Gediegenheit des Wertes kommt seine prächtige äußere Ausstattung, Farbe, Papier und Druck arbeiten derartig geschmackvoll und vollendet zusammen, daß eine Wirkung von hohem künstlerischen und vornehmen Wert erzielt wird. — n.

Ueber die Zusammenhänge eines primitiven Kunstgewerbes in Inner-Sumatra mit der Kultur der umwohnenden höher entwickelten Stämme klärt uns in dankenswerter Weise ein lesenswertes Buch auf: „Auf neuen Wegen durch Sumatra“ (Berlin, Dietrich Reimer [Ernst Hofen], Preis 14 Mk.) Der Verfasser, Mag. Moszkowski, hat im Jahre 1907 den östlichen und zentralen Teil Sumatras durchquert. In den Urwäldern dieser Gegenden fand er die noch von jeder Kultur fast unberührten Stämme der Sakais, die er auf ihre soziale Entwicklung und auf ihr Wirtschaftsleben hin beobachtete. In dem genannten Werke, das zwei Karten, drei Tafeln und eine reiche Fülle von Abbildungen nach Originalaufnahmen und Handzeichnungen illustriert, hat Moszkowski ein für die kulturelle Entwicklung der südasiatischen Urbölker höchst anregendes und beachtenswertes Material zusammengetragen, das nicht nur von hohem wissenschaftlichem Wert ist, sondern, bei der glänzenden Ausstattung des vorliegenden Buches, auch weite Kreise des Lesentums interessieren dürfte.

Ein Hauptreiz des vorliegenden Buches liegt in seiner Frische. Alle Gelehrsamkeit ist hintenangestellt. Das zoologisch, botanisch und ethnologisch Interessante wird uns in leichtem Blanderton des Reiseerlebnisses vorgeführt. Und doch kommt das kulturell Wertvolle, das Moszkowski bei den Stämmen Inner-Sumatras angetroffen, zu seinem Rechte; in anregender Weise teilt er uns seine Eindrücke, die er hier über die Bildung primitiver gesellschaftlicher Formierungen gewonnen, mit; er läßt das Wohnhaus dieser halbwildten Stämme vor uns stehen, er zeigt uns, wie der Bodenbau in enger Verbindung mit der Bildung des Mutterrechts, die Viehzucht hingegen mit der des Vaterrechts zu bringen sei usw. Zugleich aber zieht der Verfasser über die Entwicklungsfähigkeiten und -möglichkeiten der verschiedenen Rassen Vergleiche, die Beachtung verdienen und reich an Anregungen mannigfacher Art sind. — l.

Nachdruck des Inhalts verboten!